

Anführer – Frontmann – Gewalttäter

Auf einen Espresso mit der Festivalleiterin Birgit Lohmeyer zur Atmosphäre von Bibliotheken

Die Autorin, Journalistin und Festivalleiterin Birgit Lohmeyer wurde 1958 in Hamburg geboren, wo sie später Erziehungswissenschaften und Kriminologie studierte. Seit 2004 lebt sie zusammen mit ihrem Mann in Jamel, einem Dorf im Landkreis Nordwestmecklenburg. Dort veranstalten sie seit 2007 gemeinsam das jährliche Open-Air-Festival »Jamel rockt den Förster«. Ein nicht-kommerzielles, ehrenamtlich organisiertes Event. Am 13. August 2015 wurde kurz vor Start des Festivals die Scheune ihres Forstthofs in Brand gesteckt und später Reifen der Autos von Festivalteilnehmern zerstochen. Kein Einzelfall in der Region: Am 19. Oktober diesen Jahres brannte im nur wenige Kilometer entfernten Groß Strömkendorf eine Unterkunft für Geflüchtete. Zuvor waren dort Hakenkreuzschmierereien entdeckt worden.



Auf einen Espresso mit Birgit Lohmeyer.

Dirk Wissen: Frau Lohmeyer, in diesem Jahr konnten wieder viele Festivals stattfinden, auf die das Publikum pandemiebedingt zwei Jahre gewartet hatte. Auch ihr Open-Air-Festival »Jamel rockt den Förster« fand wieder statt. Zu jedem der Künstler, die in den letzten Jahren bei Ihnen auftraten, wäre jeweils eine Frage möglich, beispielsweise bei Danger Dan zur Kunstfreiheit, bei Feine Sahne Fischfilet zum Thema Staatsgewalt und bei Herbert Grönemeyer zu »Kinder an die Macht« ...

Birgit Lohmeyer: Moin erst mal. Ja, auch in diesem Jahr hatten wir wieder ein tolles Publikum und auch tolle Acts. Der Auftritt, der mir aus diesem Jahr lange in Erinnerung bleiben wird, war der von »Kreator«, einer international renommierten Thrash-Metal-Band. Somit ein Genre, das bisher gar nicht bei unserem Festival vertreten war. Dieser Auftritt wird mir auch deshalb in Erinnerung bleiben, weil der Frontmann Mille Petrozza von der Bühne herab eindeutige Statements in Richtung rechte Dorfseite abgegeben hat. Denn solche Bands werden gerne von rechten Kreisen vereinnahmt, weshalb diese Statements gut taten. Und dann traten »Deichkind« auf, die eine exzellente Show machten und ebenfalls ein klares Statement gegen Rechts abgaben.

Deichkind sind die, die bei ihren Shows ohne Instrumente auftreten, stattdessen aber bewegte Bühnenbilder haben und unter anderem mit Bürostühlen über die Bühne rollen?

Genau, das war eine der Bedingungen, dass wir diese vorher besorgen und bereitstellen sollten. Wir haben dann in unserem Freundeskreis die Bürostühle zusammengeliehen.

In Ihrem Freundeskreis in Jamel?

Nein, hier in Jamel haben wir keine Freunde. Ganz im Gegenteil; hier wünscht man uns alles Böse und dass wir von hier verschwinden. So gab es 2015 beispielsweise den Brandanschlag auf unsere Scheune, weshalb mir noch heute bei offenem Feuer unwohl ist.

Könnte man sagen, dass sie einen kleinen »Krieg« in Ihrem Dorf gegen die Neonazis führen, die dort ebenfalls leben?



Stadtbibliothek Wismar

Da mein Mann und ich Pazifisten sind, würde ich nicht sagen, dass wir einen Krieg führen. Die Gegenseite würde das aber möglicherweise so formulieren. Denn dies sind ja überwiegend Menschen, die gerne mit Gewalt anderen Menschen gegenüber reagieren. Wir versuchen einfach mit anderen Mitteln, statt als Gewalttäter, laut gegen Rechts zu sein.

Auch unter Pazifisten teilt sich ja derzeit die Meinung bezüglich der Frage, ob bzw. welche Waffen an die Ukraine geliefert werden sollten oder nicht. Wie stehen Sie dazu?

Dazu ist meine Meinung ganz eindeutig, dass mit Waffen bisher in der Menschheitsgeschichte kein Krieg beendet wurde. Also keine Waffenlieferung, nirgendwohin!

Wer war in Ihrem Dorf zuerst da, die Neo-Nazis oder Sie?

Als wir im Jahr 2004 hierhergezogen, wohnte nur der eine Nazi-Anführer mit seiner Schwester und Mutter hier. Alle anderen Nazi-Familien sind hierhergezogen, als wir hier bereits lebten.

Bereits drei Jahre später, 2007, fand zum ersten Mal Ihr Festival in Jamel statt ...

Eigentlich fing es sogar bereits früher an. Als die neuzugezogenen Rechtsextremen und die bisher hier lebenden anfangen, uns zu drangsaliieren und uns augenscheinlich vertreiben wollten, haben wir für uns beschlossen, an die Öffentlichkeit zu gehen. Hier im Dorf hatten wir keinerlei Unterstützung. Es gab zwar noch zwei, drei Häuser, in denen nicht rechtsextreme Menschen lebten, aber auch die haben uns nicht unterstützt. Und dann haben wir beschlossen, wir gehen jetzt an die Öffentlichkeit und am besten geht dies, indem wir

öffentliche Veranstaltungen machen. Das war zu Beginn nicht das heutige Rockfestival, sondern es fing mit einer jährlichen Kunstausstellung an, mit befreundeten Künstlerinnen und Künstlern. So haben wir versucht, immer mehr Menschen nach Jamel zu locken, die sich neben dem Kunstgenuss informieren konnten, was in diesem Dorf passierte.

Zuerst haben sie also die Menschen locken wollen und dann fingen Sie 2007 an zu rocken ...

Genau, 2007 kam die Idee, etwas mit Musik zu machen. Mein Mann Horst, als Musiker, hatte ja viele Kontakte zu anderen Musikern. Er spielte dann beim ersten Festival auch bei drei der Bands, die auftraten, selbst mit. Verglichen mit den letzten Jahren muss man sich die Anfänge ganz klein vorstellen. Beim ersten Mal waren es gerade mal 30 Besucher, die sich hierher getraut hatten. Jamel war ja bereits verrufen als »Nazidorf«. Da fährt man nicht unbedingt hin, um zu feiern. Aber wir haben von Beginn an versucht, positive Anlässe zu schaffen, um auf die Zustände hier aufmerksam zu machen.

Und mittlerweile geben Sie die Bands, die auftreten, im Vorfeld nicht bekannt, damit die Leute wegen der politischen Message des Festivals nach Jamel kommen und nicht nur wegen einzelner Acts. Mittlerweile treten ja auch sehr namhafte Bands auf ...

Stimmt, in diesem Jahr traten zum Beispiel auch die Sportfreunde Stiller und Alli Neumann auf und wir haben pro Tag etwa 2.500 Tickets verkauft.

Kommen die Bands, die auftreten, um sich Ihnen gegenüber solidarisch zu zeigen?

Auf jeden Fall. Die Künstlerinnen und Künstler wissen genau, wo sie hier auftreten, worum es bei dem Festival geht. Sie sind mit uns solidarisch allein dadurch, dass sie auf ihre Gagen verzichten. Wir ersetzen also nur deren Produktionskosten, was wir durch die Eintrittsgelder wieder hereinbekommen.

Gab es seitens des Festivals in diesem Jahr Solidaritätsbekundungen für die Ukraine?



Die Hip-Hop- und Electropunk-Formation Deichkind trat in diesem Jahr beim Open-Air-Festival »Jamel rockt den Förster« auf und positionierte sich klar gegen Rechts.

Die aktuelle Politik ist bei dem Festival nicht das Thema, stattdessen ist immer die politische Grundierung des Rechtsextremismus der Anlass für das Festival. Alles darüber hinaus würde den Rahmen sprengen.

Das Festival trägt den Titel »Jamel rockt den Förster« und richtet sich gegen Rassismus und Fremdenfeindlichkeit. Sehen sie eine sich veränderte Fremdenfeindlichkeit gegenüber den Flüchtenden aus der Ukraine oder russischen Mitmenschen in unserem Land?

Da die Menschen aus der Ukraine sehr viel Hilfe bekommen, verglichen mit anderen Geflüchteten, die in unser Land kommen, glaube ich, dass deren Integration relativ gut funktioniert und sie weniger Rassismus erleben als andere Geflüchtete. Natürlich gibt es Einzelfälle, von denen ich gehört habe, in denen beispielsweise Autos mit ukrainischen Kennzeichen demoliert worden sind. Aber ich glaube, Menschen anderer Nationen haben es in Deutschland viel, viel schwerer und erfahren nicht diese Unterstützung, wie es derzeit die Ukrainer erleben.

Für Ihre Zivilcourage sind Sie bereits mehrfach ausgezeichnet worden ...

Der allererste Preis war einer, den wahrscheinlich nicht mal alle aus unserer Region hier kennen. Da hatte die SPD-Fraktion des Landkreises einen Preis für ehrenamtliches Engagement

ausgelobt, den Horst und ich ganz überraschend bekommen haben. Das war bereits 2008 und hatte uns damals sehr gefreut. Dann nahm das seinen Lauf, dass wir immer mehr Preise bekamen, auch überregionale und bundesweite, wie zum Beispiel 2011 den Paul-Spiegel-Preis vom Zentralrat der Juden in Deutschland. Das bedeutet uns sehr viel und hat uns ehrlich gerührt, da Horst und ich ja noch der Generation angehören, deren Eltern im Zweiten Weltkrieg an der Judenverfolgung und dem Nationalsozialismus beteiligt waren. Dass diese Organisation unser Handeln auszeichnete, das fanden wir schon gigantisch schön. Da bekomme ich noch immer eine Gänsehaut, wenn ich daran denke. Und dann folgten tatsächlich noch viele andere Preise, die uns nicht nur in unserem Engagement motivieren, sondern die auch immer eine Außenwirkung haben, wenn die Medien darüber berichten. Diese Bestätigung und Würdigung von außen, teilweise durch große TV-Sender oder überregionale Zeitungen, sind äußerst hilfreich. Hier vor Ort bzw. in der Region vermissen wir das durch die lokalen Medien doch sehr.

Und um lokale oder überregionale Medien zu nutzen, gehen Sie für einen Ihrer drei Jobs in Bibliotheken?

Ich muss gestehen, meine Recherchen passieren nur noch online. Natürlich kenne ich durch mein damaliges Studium die Universitätsbibliothek



Verlust von Kulturgut: 2004 wütete ein Brand in der Herzogin-Anna-Amalia-Bibliothek in Weimar. Mehr als 100 000 Bände wurden damals stark beschädigt oder vollständig zerstört.

Hamburg sehr gut, die aber architektonisch aus meiner Sicht kein Glanzlicht ist. In Bibliotheken bin ich schon seit Langem kaum mehr, außer in der Stadtbibliothek von Wismar, die in einem schönen denkmalgeschützten Gebäude untergebracht ist. Ich gehe aber nur gelegentlich dort hin, wenn es Veranstaltungen gibt, also nicht, um zu lesen oder Medien auszuleihen. Die Veranstaltung, die ich zuletzt dort besucht habe, war keine Autorenlesung, sondern eine interessante kulturpolitische Veranstaltung.

Mit kulturpolitischen Veranstaltungen können Bibliotheken sich solidarischer gegenüber dem Krieg in Europa zeigen. Wie sehen Sie das?

Gerade angesichts der Geschehnisse in der Ukraine und auch in Russland sollten Bibliotheken sich immer als Bildungsinstitutionen verstehen. Sie sollten informieren und dies sollte vor allem jungen Menschen ermöglicht werden. Da sollten Bibliotheken altersangemessene Angebote machen, bei denen es nicht nur darum geht, Bücher ausleihen zu können, sondern Bibliotheken müssen schauen, was heutzutage junge Menschen antreibt, was sie beschäftigt und wo diese sich abholen lassen. So habe ich als Kind die kleine

Stadtteilbibliothek in Hamburg-Dulsberg genutzt. Dort habe ich nicht nur meinen ersten Zugang zu Büchern erhalten, die ich dann nicht mal kaufen musste, sondern die Bibliothek gab mir Raum, um dort viel Zeit verbringen und Neues kennenlernen zu können.

Einen solchen Zugang können Bibliotheken in der Ukraine derzeit schwer geben, von denen kaum zu erfahren ist, wie es um diese steht – ob geschlossen, ausgeraubt, beschädigt oder gar ganz zerstört ...

Ja, stellen sie sich mal vor, die beeindruckende Bibliothek in Wolfenbüttel oder die Anna-Amalia-Bibliothek in Weimar würden zerstört, letztere hat ja auch mal gebrannt. Deren Besuch hat bei mir, auch architektonisch, einen atmosphärisch bleibenden Eindruck hinterlassen. Sie gehören ja nicht umsonst zum Weltkulturerbe. Allerdings habe ich zum Konzept des Weltkulturerbes ein zwiespältiges Verhältnis, seit wir in der Nähe von Wismar leben. Wismars Altstadt wurde auch zum Weltkulturerbe ernannt und ich sehe das ganze Prozedere dahinter, die Bewerbung der Stadt, das Auswahlverfahren und die bürokratischen Auflagen bis hin zum Welterbe-Museum in Wismar – das ist mir alles zu interessengesteuert. Dennoch ist es natürlich wichtig, dass man das kulturelle Erbe, auch das der Ukraine, am Leben erhält und bewahrt, aber ob es so eine Auszeichnung »Weltkulturerbe« sein muss, das stelle ich infrage.

Sie sind ja nicht nur Festivalveranstalterin, sondern auch Schriftstellerin: Dann könnten wir, da Sie die Bibliotheken von Wolfenbüttel und Weimar ansprechen, ja auch über Goethe und Lessing und deren Bibliotheken sprechen ...

Diese alten Klassiker sind nicht wirklich meins. Da bin ich doch eher in der moderneren Gegenwartsliteratur verwurzelt. Derzeit lese ich beispielsweise »Diese Frauen«. Der Roman stammt von der amerikanischen Autorin Ivy Pochoda, die darin das heutige Los Angeles beschreibt und von Frauen schreibt, die sich prostituieren und zum Teil ermordet werden. Das ist kein erwartbarer Thriller, sondern eher eine Sozialstudie, die man nicht gleich vermutet, wenn man liest, dass es ein Kriminalroman sein soll. Das Buch hat mich schon beeindruckt.

Das erinnert mich wiederum an den immer wieder aufflammenden Drogenkrieg in Mexiko, wo es täglich viele Morde gegenüber allen gibt, die hier Courage zeigen bzw. Journalisten, die hierüber berichten und informieren wollen. Im Roman »2666« von Roberto Bolaño wird dies thematisiert. Sie selber arbeiten in ihrem dritten Beruf auch als Journalistin, richtig?

Ja, aber ich würde mich eher als Fachjournalistin bezeichnen. Ich habe bspw. für die Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft jahrelang die Mitgliederzeitschrift mitverantwortet und darin auch selbst geschrieben. Derzeit bin ich Redakteurin für den Berufsverband Centralvereinigung Deutscher Wirtschaftsverbände für Handelsvermittlung und Vertrieb und schreibe deren Newsletter und bin für den Webcontent verantwortlich, was eher wenig mit Goethe, Lessing oder dem Weltkulturerbe zu tun hat.

Frau Lohmeyer, ich danke Ihnen.



Freuen Sie sich auf die nächste Folge von »Wissen fragt ...?«. Fotos: Dirk Wissen

Ihre Meinung:
Was sagen Sie zum Weltkulturerbe?
Schreiben Sie an: bub@bib-info.de